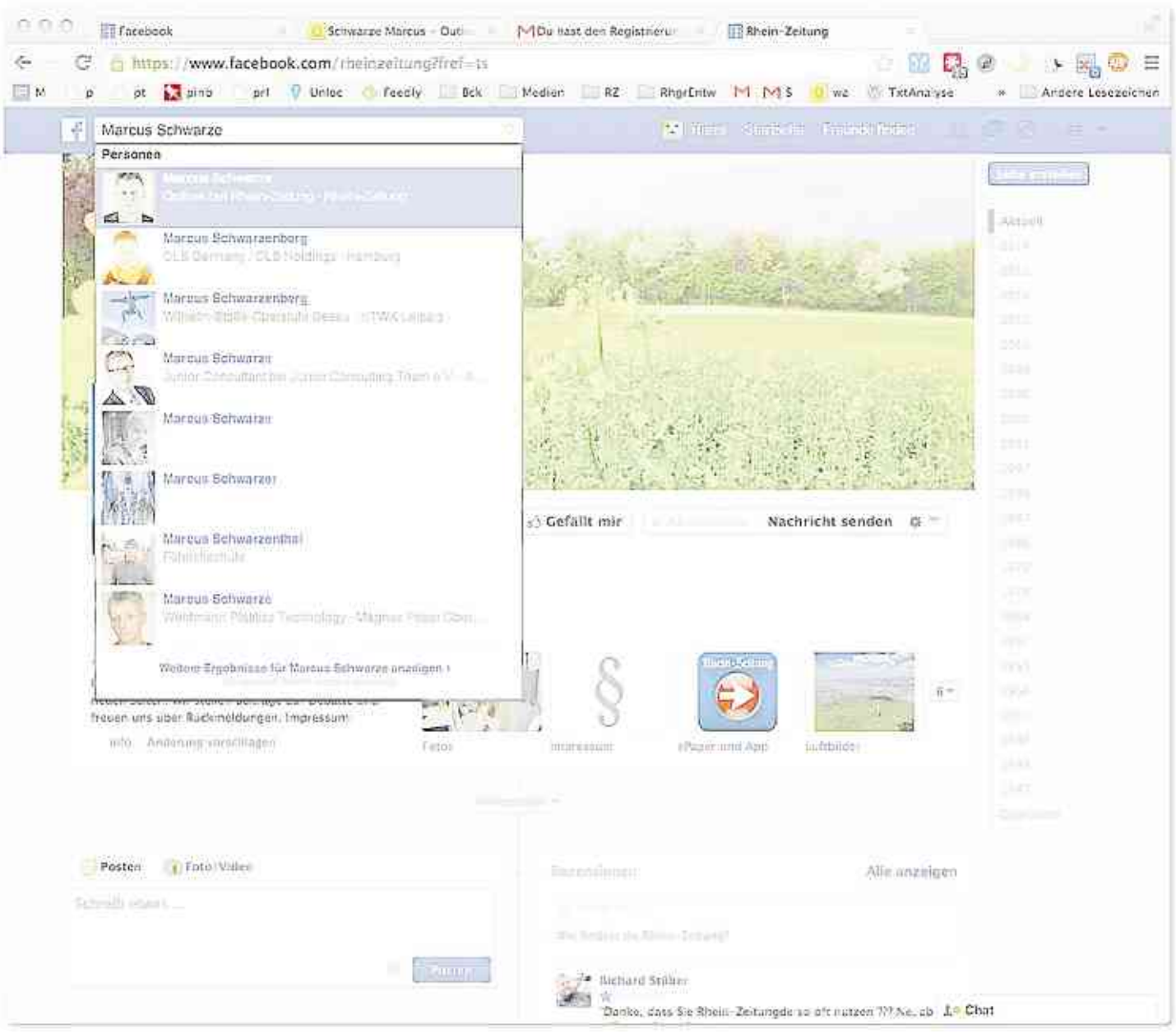
Leben

Heute: Computer & Web

So klappt der Einstieg in soziale Medien

Serie Keine Angst vor Facebook: Hier lassen sich Schulfreunde aufstöbern oder die Enkel auf ein Schwätzchen treffen

Von unserem Digitalchef Marcus Schwarze



Ob nach Name, Wohnort, Arbeitgeber oder ehemaliger Schule: Über ein persönliches Profil ermöglicht Facebook seinen Nutzern, neue und alte Bekannte aufzustöbern. Vorausgesetzt, man will diese Daten preisgeben ...

Auch für Ältere bietet sich der Einstieg in die sozialen Medien an: Wenn die Kinder und Enkel nicht mehr so häufig vorbeikommen wie früher, kann man über Facebook, Twitter, WhatsApp oder andere Dienste im Internet zumindest lockeren Kontakt halten. Das fällt dem Nachwuchs über die digitalen Medien häufig leichter. Für den Einstieg braucht man lediglich einen Computer mit Internetanschluss oder ein Handy. Auch übers iPad, das Windows- oder Android-Tablet-Gerät lassen sich die Dienste nutzen. Eine Ausnahme bilden einige Spezialdienste wie WhatsApp: Die sind nur über das Smartphone nutzbar, also das Android-Handy oder das iPhone.

Wo tummeln sich die Bekannten?

Für welchen Dienst man sich entscheidet, hängt davon ab, wo sich die eigenen Verwandten oder Bekannten tummeln. Facebook ist praktisch universell und hat nicht nur in Deutschland die stärkste Verbreitung. Der US-Dienst ist ein guter Einstieg in die Welt der sozialen Netzwerke. Mitglied wird man am einfachsten über die Internetseite www.facebook.com. Dort registriert man sich mit Vornamen, Nachnamen und seiner E-Mail-Adresse. Außerdem fragt der Dienst nach Geburtstag und Geschlecht. Und es wird nötig, ein Passwort einzutragen – ein Geheimwort, das man sich selbst ausdenkt.

Facebook ist dabei wenig zimperlich, was den Datenschutz angeht – aber immerhin geht das Unternehmen dabei sehr transparent vor. Im zweiten Schritt wird man gefragt: „Sind deine Freunde schon bei Facebook?“ Der Dienst möchte das persönliche E-Mail-Postfach durchsuchen. Was manche als ungehörig empfinden, dient dem Zweck, möglichst schnell die eigenen Freunde und Verwandten zu finden. Das kann man getrost auslassen: „Diesen Schritt überspringen“ ist in den meisten Fällen der beste Weg, um ans Ziel zu kommen. Des Weiteren werden Heimatstadt, Schule, aktueller Wohnort, Hochschule und Arbeitgeber abgefragt. Auch das sind Daten, die man nicht unbedingt preisgeben muss – aber kann. Der Vorteil ist nämlich, dass andere einen später leichter anhand dieser Informationen identifizieren können.

Zu guter Letzt wird man aufgefordert, ein Profilbild hochzuladen oder mit der Webcam aufzunehmen. Es gibt keine Pflicht, das zu tun, und wer will, kann hier auch einen Plüschteddy vor die Kamera halten. Abschließend verlangt Facebook, im eigenen E-Mail-Postfach den Registrierungsvorgang abzuschließen. Dort findet man eine automatisch versandte Mail von Facebook, in der „Bestätige Dein Konto“ anzuklicken ist. Außerdem wird ein Bestätigungscode aus fünf Ziffern genannt. Damit stellt Facebook sicher, dass das neu eingerichtete Konto mit einer echten E-Mail-Adresse verknüpft ist. Im letzten Schritt bietet Facebook an, die Privatsphäre-Einstellungen zu überprüfen (und erneut nach Kontakten im E-Mail-Postfach zu suchen, den Arbeitgeber und anderes einzutragen, das kann man ignorieren). Diesen Privatsphäre-Rundgang sollte man durchaus einmal starten, um sich mit dem Thema vertraut zu machen.

Freunde und Verwandte finden

Und wie findet man nun seine Bekannten, Freunde und Verwandte? Probieren Sie es aus: Oben links in der Eingabeleiste kann man nach Namen, Orten und Dingen suchen. Tippen Sie hier beispielsweise „Rhein“ ein, erscheinen die ersten Vorschläge einschließlich der „Rhein-Zeitung“. Ein Klick darauf leitet zu der Facebook-Seite der Rhein-Zeitung. Dort kann man, wenn man will, „Gefällt mir“ anklicken. Das bedeutet, dass man künftig bei Facebook die Beiträge dieses Nutzers zu sehen bekommt. Das Gleiche geht mit Personen (suchen Sie gern einmal nach meinem Namen „Marcus Schwarze“, Sie können nichts kaputt machen). Hier kann man je nach Einstellung der gefundenen Person sie entweder als „Freund hinzufügen“ oder auch „abonnieren“. Beides sorgt dafür, dass man deren Beiträge künftig angezeigt bekommt. Als „Freund hinzufügen“ ist dabei eine zweischneidige Sache: Der andere muss diesen Vorgang bestätigen. Beim Abonnieren muss der andere dagegen nichts bestätigen.

Nun gäbe es noch viel zu tun, etwa ein eigenes Titelbild hinzuzufügen oder persönliche Informationen zu vervollständigen. Das wichtigste Element bei Facebook ist die eigene „Status“-Meldung, die nach einem Klick auf den Menüpunkt „Startseite“ in der Mitte der Seite auftaucht. Dort kann man Text eintragen, aber auch ein Foto hochladen oder einen Ort auf einer Karte kennzeichnen, an dem man sich befindet. Wer das zu sehen bekommen soll, legt man mithilfe eines Symbols „Freunde“ oder „Öffentlich“ fest. „Öffentlich“ heißt dabei, dass auch Fremde den eingetragenen Text oder das hochgeladene Foto sehen können. Dies lässt sich für jeden einzelnen Beitrag festlegen.

So gelingt der Einstieg bei Facebook. Die Teilnahme funktioniert auch über Apps für Android und iPhone sowie iPad. Und ganz ähnlich gelingt die Registrierung beim Fotosammeldienst Instagram (eher etwas für Fotoenthusiasten), bei Twitter (stark nachrichtenorientiert) und bei WhatsApp (ein Ersatz für die SMS, nur auf dem Handy verfügbar).

Wenn Sie zunächst ein wenig ausprobieren möchten, wie Sie diese Dienste nutzen können, ohne Ihre Bekannten zu ärgern, können Sie gern mit dem Profil des Autors dieses Textes herumspielen – er ist unter seinem Namen oder auch unter dem Pseudonym „homofaber“ bei fast allen gängigen Diensten auffindbar.

Frühere Teile dieser Serie finden Sie im Internet unter http://ku-rz.de/sfsii

Serie

Schritt für Schritt ins Internet

Unsere Serie für Einsteiger

Teil 21: Unsichere Apps
Teil 22: So kauft man Apps
Teil 23: Kaufen oder Freeware
Teil 24: Soziale Netzwerke

Kolumne

Marcus Schwarze über die Sache mit den Passwörtern

Auf dass mich mein Computer bald erkennt

Vor ein paar Tagen habe ich mich dienstlich mit der Frage nach den Passwörtern auseinandergesetzt. Sie wissen schon: Heartbleed. Das ist diese immense, weltweit sichtbar gewordene Sicherheitslücke in einem Programm namens OpenSSL, das kaum jemand von uns kennt, aber so gut wie jeder unwissend beim Surfen im Internet einsetzt. Es kommt zum Einsatz, sobald man eine verschlüsselte Internetseite aufruft. Mithilfe solcher Verschlüsselung kann ich normalerweise als hundsnormaler Anwender sicher sein, dass kein Praktikant in der IT-Abteilung mitliest, wenn ich meine privaten E-Mails abrufe. Und auch kein böswilliger Nachbar, wenn ich das über mein WLAN-Funknetz zu Hause mache.

Nun wurde dieses OpenSSL geknackt. Damit kann theoretisch jeder, der in den vergangenen 15 Jahren mein WLAN-Netzwerk belauscht und mitgeschnitten hat, einen erleichterten Angriff unternehmen – und bei ausführlicher Analyse herausfinden, wie meine Kennwörter für das Mail-Postfach, das Amazon-Konto, den eBay-Zugang lauten. Deshalb ändere ich nun sämtliche Passwörter: fürs Postfach – dienstlich und privat –, für Einkaufseiten, für Gimmickseiten im Internet. Jede bekommt ein anderes Passwort. Und jede Seite wird über kurz oder lang auf mehreren Geräten benötigt: auf dem PC zu Hause, in der Firma, auf dem Laptop, auf dem Handy, auf dem iPad und dem Android-Gerät. Das reicht aber nicht: Die sogenannte Zwei-Wege-Passwort-Absicherung sorgt dafür, dass ich nicht einmal mehr mit Kenntnis meines jeweiligen Passworts in den Dienst gelange. Zusätzlich wird eine extra Kennung aufs Handy geschickt. Dumm, wenn man sein Handy zu Hause gelassen hat ...

Ich hoffe inständig, dass bald irgendein Unternehmen die Lösung mithilfe einer neuen Technik findet. Die weiß dann: Der Mensch, der gerade an diesem Gerät sitzt, ist Marcus Schwarze. Ein Fingerabdruckscanner oder Augenauslesemechanismus wird in zwei, drei Jahren meine Identität feststellen, sobald ich den Raum betrete. Der Gebrauch von Passwörtern erübrigt sich. Kennwörter merken? Darüber werden wir dann lachen und uns erinnern, wie umständlich das damals doch war. Bis einer die Sache mit dem Fingerabdruck knackt.

Die Jukebox im Internet

Test Musik online hören: Qualität akzeptabel, Auswahl begrenzt

Direkt anhören statt herunterladen: Streamingdienste bieten ihren Kunden eine unterschiedlich große Auswahl an Musiktiteln an. Foto: dpa

Klassiker und aktuelle Hits können Musikfans fast bei allen Streaming-Plattformen anhören. Sonderwünsche erfüllen die Dienste aber längst nicht immer. Darauf weist die Zeitschrift „PC go“ nach einem Test von sechs Anbietern hin. Je weniger bekannt ein Song ist, desto größer die Wahrscheinlichkeit, dass ein Streamingdienst ihn nicht in der Bibliothek hat. Große Lücken hat aber keiner der Kandidaten mehr: Selbst beim in Sachen Songauswahl schlechtesten Anbieter waren von 20 Testliedern noch 14 Titel vorrätig. Und manche Schwächen haben sogar alle Plattformen: Die Songs der Beatles gibt es zum Beispiel aus rechtlichen Gründen bei keinem Streamingdienst zu hören – dafür aber zahlreiche, mehr oder weniger gelungene Coverversionen.

Größere Unterschiede fanden die Tester bei der Qualität: Während bei manchen Anbietern die Bitrate der Lieder nicht unter 128 oder 192 Kilobit pro Sekunde (kbit/s) sackt, übertragen andere Plattformen einzelne Songs sogar nur mit 64 kbit/s. Es gilt: Je höher der Wert, desto besser der Klang. CD-Qualität dürfen Nutzer aber bei keinem Dienst erwarten, das Niveau liegt etwa auf der Höhe von Downloadmusik aus dem Netz.

Den ersten Platz im Test der Zeitschrift belegt Microsofts Streamingdienst Xbox Music, knapp dahinter folgen Deezer und Spotify. In Sachen Preis liegen alle Testkandidaten gleichauf: Üblich sind Monatsgebühren von 10 Euro. Einen günstigeren Tarif für Nutzer, die die Titel nur am PC und nicht unterwegs hören wollen, gibt es aber nicht bei allen Anbietern.

Viele Anbieter bieten eine kostenlose Testphase, die 14 bis 30 Tage dauert. Hier ist Vorsicht geraten: Fast überall wird aus der Gratis-Variante automatisch ein kostenpflichtiges Abo, sofern der Nutzer den Dienst nicht rechtzeitig kündigt.

Kompakt

Langsame Verbindung hat viele Ursachen

Internet. Eine WLAN-Verbindung kann einen eigentlich schnellen Internetzugang spürbar ausbremsen. Darauf weist das Telekommunikationsportal Teltarif.de hin. Grund dafür ist meist die ungünstige Positionierung des Routers – etwa wenn er von Möbeln und Wänden verdeckt wird. In diesem Fall reicht es oft aus, ihn wenige Meter zu versetzen. Auch wer den Router dreht oder die Antennen anders ausrichtet, kann eine Verbesserung erreichen. Erreicht der DSL-Anschluss dennoch nicht die gewünschte Geschwindigkeit, kann ein veralteter Router oder andere Hardware verantwortlich sein. Solche Geräte unterstützen oft kein ADSL2 oder VDSL – diese Verbindungen sind für einen besonders schnellen Internetzugang aber Voraussetzung. Die Experten empfehlen in solchen Fällen, zunächst nach Updates für die Firmware des Routers zu suchen. Auch eine Anfrage beim Provider kann sich lohnen: Dieser tauscht die alten Geräte eventuell gegen neue Hardware aus.

Apps: Aktualisierung im Hintergrund frisst Strom

Smartphone. Die sogenannte Hintergrundaktualisierung auf iPhone und iPad kann ein echter Stromfresser sein. Darauf weist die Zeitschrift „iPad-Welt“ hin. Nutzer müssen die Funktion deswegen nicht unbedingt ausschalten, denn dadurch geht ihnen vermutlich viel Komfort verloren. Stattdessen sollten sie die Zahl der Apps, die die Hintergrundaktualisierung nutzen dürfen, auf die wichtigsten Programme beschränken. Apps mit Aktualisierungserlaubnis dürfen, selbst wenn sie gerade nicht aktiv sind, Daten aktualisieren oder Standortinformationen abrufen.

Gratisspiele können zur Kostenfalle werden

In-App-Käufe. Gratisspiele oder -Apps für Smartphones und Tablet-PCs können eine Kostenfalle sein. Denn bei manchen Anwendungen zahlt der Nutzer nur für den Download nichts, für spielerische Vorteile oder neue Features verlangt das Programm dann aber Geld. Zum Problem wird das vor allem, wenn der Nutzer seine Kreditkartendaten auf dem mobilen Gerät hinterlegt hat: Dann können auch Kinder mit dem Tablet oder Smartphone ihrer Eltern ungewollt echtes Geld ausgeben. Wer das verhindern will, muss nicht unbedingt auf das Speichern von Zahlungsdaten verzichten, denn dadurch werden auch gewollte Käufe schwer oder unmöglich. Stattdessen lassen sich In-App-Käufe sperren. In iOS findet sich die Funktion zum Beispiel bei den Einstellungen unter „Einschränkungen“. Android- und Windows-Phone-Nutzer können die Käufe nicht ganz abschalten, aber wenigstens mit einem Passwort versehen. Bei Android ist der entsprechende Menüpunkt in den Einstellungen des Play Store zu finden, bei Windows unter „Brieftasche“.